

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

Roman von Max Krejer.

48] Eines Tages unternahm er vorsichtig eine kleine Fühlung nach dieser Richtung. Die „Erdrosselung“ war fertig und stand, nun in Gips gegossen, auf der großen Drehscheibe mitten im Atelier. Es hatte harte Arbeit gegeben, und zum ersten Male war man nach der Säuberung wieder allein. Schmutz und schneeweiß, die Grate und Unebenheiten von Kempens Hand geglättet, leuchtete die Gruppe in ruhigem Licht. Schon in einigen Tagen sollte sie verpackt werden, um nach München zur Ausstellung zu gehen, da Kempen dort mehr Glück erhoffte als hier, wo Totenkammern sich dem kräftigen Leben öffneten.

Es war eine Art Festtag, denn Walzmann, Blankert und Schmarr, die alten Getreuen, wurden erwartet, die Kempen seit langem nicht gesehen hatte.

Die große Flügeltür stand offen, durch die gewöhnlich das Schienengestell mit den schweren Werken gezogen wurde. Man konnte in den verwilderten Garten blicken, wo alles grünte, denn man schrieb jetzt Juni. Sörgel war bei seinen Mohrrüben- und Salatbeeten beschäftigt, die er besonders pflegte. Es sproß zwar nur kümmerlich, aber manchmal fiel doch etwas für den Mittagstisch ab, worauf er dann nicht wenig stolz war. Diesmal brauchte er nicht nach Hause abzuschleichen, und so freute er sich schon auf die Zeit, wo er vierzehn Tage hier allein sein würde, denn Kempen mußte nach München und wollte dann von dort wieder nach Hamburg. Und so dachte dieser gerade daran, wie schön es wäre, wenn er Klara mitnehmen könnte, um ihr die Welt zu zeigen, denn noch niemals war sie weit über Berlin hinausgekommen.

In ihrem gestreiften Kleidchen und der hellen Bluse, das üppige Haar zu einem Knoten gewunden, stand sie liebäugelnd vor der Gruppe, bei jedem Worte Kempens ihr „Sein-sein“ bereit. „Wissen Sie schon, daß der Affe lacht?“ sagte sie dann. „Gewiß, er grient ganz gehörig.“

Kempen nickte nur, denn gerade auf diesen Zug bildete er sich etwas ein. Es war die listige Grimasse des behaarten Teufels, der seinen besonderen Genuß erwartet. „Na, fährtst Du mit nach München?“ fragte er dann kühn. „Zu sehen, wie sich alles dort macht?“

Sie überlegte nicht lange. „Rein, es wird nicht gehen, Mutter freut sich schon, mich mal ganz bei sich zu haben. Sie hat's ordentlich in den Füßen. Und dann, sehen Sie, wäre ich Ihnen dort nur hinderlich. Sie werden eingeladen und ich bleibe dann links liegen.“

„Das weißt Du ja noch gar nicht,“ knurrte er. „Wart's doch nur erst ab, als was ich Dich vorstelle.“

„Als was denn wohl? Als Ihr hübsches Modell? Muß man da bis nach München fahren?“

„Nein, nein!“ entfuhr es erregt seinen Lippen. „Sei nur erst unterwegs mit mir.“ Zum ersten Male streckte er verlangend die Arme nach ihr aus; sie aber entwand sich ihm geschickt und tänzelte um die Gruppe herum. „Serr Kempen! Soll ich wieder so ein Gesicht zeigen wie dort?“ Sie wies auf das lagernde Mädchen. Plötzlich blickte sie aufs neue den Affen an. „Er lacht wirklich, wahrhaftig, er lacht.“ Und sie brachte seine Erscheinung mit der Kempens zusammen. „Er lacht wirklich, wahrhaftig, er lacht.“ Ruhig plapperte sie weiter. „Ich habe es Ihnen noch gar nicht gesagt, denken Sie nur: gestern schickte Professor Heilke zu mir, ob ich frei wäre. Mutter sagte es. Redheit, nicht? Natürlich antwortete ich gar nicht.“

Aber ein gewisser Stolz sprach aus ihr, den er jedoch falsch auslegte. Sie mußte ihm ganz gehören, er fühlte es wie noch nie, sonst holten sie andre auf Nimmerwiedersehen. Ihre Länderei reizte ihn und brachte sein schweres Blut in Wallung. War Lorenzen stark gewesen, so konnte er noch stärker sein, wenn er wollte! Er ergriff sie kräftig, um sie zu küssen, dabei stammelten seine Lippen: „Du bleibst bei mir, nie gehst Du fort von mir, hörst Du? Längst mußt Du es gemerkt haben, wie ich Dich liebe — Dich nur ganz allein. Sage dasselbe, und alles ist gut zwischen uns.“

Sie sträubte sich heftig. „Aber Serr Kempen, was ist Ihnen denn? Ich ruhe Sörgel.“ Niemals sollte er sich er-

lauben dürfen, was der andere tat, an den sie gerade jetzt fortwährend dachte. Es wäre ja zu dumm, wenn er ernste Absicht hätte, auf die sie nie würde eingehen können. Unter seinem Hauche schon verpürrte sie die Dede, in der sie sicher ersticken würde, mit diesem lebenden Sauerteig, den sie schätzte und achtete, den sie pries und verehrte, für den sie aber sonst nichts übrig hatte! Gab sie ihm jetzt das Gegenteil zu verstehen, so begann der Anfang ohne Ende.

Walzmann, der draußen Sörgel erblickt hatte und nun mit ihm sprach, kam ihr zu Hilfe. Kempen ließ sie los, beruhigt durch den Gedanken, daß sie sich anders zeigen würde, sobald sie erst Kenntnis von ihrem großen Glück hätte. Gewiß hatte sie ihn im Verdacht, er könne nun ausbeuten wollen, was Lorenzen eingerührt hatte.

Walzmann jah noch gerade genug, um lachen zu können. „Vor mir brauchst Ihr Euch nicht zu genieren, ich weiß Bescheid. Genießt, genießt — immer genießt, das Leben ist so kurz! Dja. 'n Tag, Kempen, 'n Tag, mein Kind. Was macht die Kunst? Dumme Frage eigentlich! Man knetet Brotteig. Dja. Macht mir Spaß, Dein Junge da draußen! Gräbt das ganze Rittergut um. Hat recht, man möchte manchmal ein Engerling sein, um sich am Humus zu beerauschen. Kinder, das ist's: Erdgeruch müssen wir haben, Erdgeruch — keinen Kulturgestank. Daran erstickt die Menschheit. Humus befreit.“

Er schien schon gut gefrühstückt zu haben, was man ihm auch anah, denn sein Hüttlein saß ziemlich weit vom Hinterkopf entfernt, der auffallend kurz geschoren war. Er ging ausnehmend sauber gekleidet, mit einer gewissen Koketterie verschrobener Leute. Klara, rasch besänftigt, lächelte, als sie ihn in dem hellfarierten Sommeranzug sah, dessen weite Beinleiter in Künstlerfalten über die Stiefel fielen. Gutmütig verdrehte er die kleinen Augen zu ihr; dann aber wurde er ärgerlich, als Kempen seinen äußeren Menschen nicht gleich nach Verdienst beachtete.

„Ja, siehst Du nicht, mein Sohn?“ blaffte er ihn an. „Alles Deinetwegen! Was sagst Du dazu, he? Einmal die schwarzen Lumpen gewechselt, mich zum Schmetterling gemacht. Dir zu Ehren, nur Dir! Selbst mein Barbier kannte mich nicht wieder. Galunke der — hat mir die ganzen Haare verschnitten. Bin doch kein Kalbskopf, akademisch geprüft.“

Und er nahm sein Hüttlein ab und ließ sie ruhig lachen, wobei seine fünf Finger als Fühler über den Schädel strichen. „Wo ist die Jury, wo ist die Jury?“ rief er dann laut und schob sich bemüht an die Gruppe heran. „Hättest sie laden sollen zum Frisaffieren. Wenigstens doch einen Reporter, der Stimmung für Dich macht. Heil, bist viel zu dumm! Heilke versteht es besser. Hat immer so einen Gesellen bei der Hand. Dja.“

Plötzlich wurde er kleinlaut und äugelte nur noch, halb entfernt, bald nahe, von vorn, von hinten und von der Seite; dann nahm er den besten Standpunkt ein und bat, die Scheibe langsam zu drehen, weil das Licht so am besten sei. Unbeweglich musterte er so, den Kopf auf der linken Schulter, fast wie ein Forscher, der abgelenkt ins Wesenlose blickt. Und doch sah er alles, jede Kleinigkeit, jede Größe. Endlich löste sich sein Bann. „Ich werde fliehen, mein Sohn, denn ich schäme mich, ein blinder Lehrling zu sein vor Dir. Das hast Du getroffen, das hast Du getroffen! Das ganze Affengeschlecht, die typische Bestie, die uns alle erdrosselt. Wenig Hirn und viel Annahung. Ueberall, mein Sohn, überall! Und die uns eigentlich zu Füßen liegen sollten, die erheben sich und schreiten über uns hinfort. Mit einem Armeemarsch der Gemeinheit! Sonnenkampf gegen die Ideale. War immer so, mein Sohn, war immer so. Dja. . . Weisheitshaft, alles meisterhaft! Schenk mir Deine Hände und ich will mir das Auge dazu stehlen,“ unterbrach er seine Betrachtung. Dann fuhr er fort: „Und siehst Du, weil sie den Geisteskampf nicht mit uns führen können, fletschen sie so die Zähne. Auch eine Sprache, aber die Sprache der niedrigen Schädel. Wird nur verstanden, wo die Idioten sich zum Bankett versammeln. Daß sie ruhig den Geist im Magen suchen, sie bleiben am besten unter sich. Dieser da mit der eingedrückt Nase ist nicht selten. Dummköpfe, die ihn erst von weit herholen! Er lacht genug bei uns herum. Und macht es Dir Spaß, so

zeige ich ihn Dir. Und sieht er ihm nicht ähnlich, so bringe ich ein dreifaches Hoch auf ihn aus. Da."

Er ging zum Mädchen über und blinnte Klara listig an. „Das bist Du, mein Kind? Ei, ei, sieh mal an — hält' ich nicht geglaubt.“

Lange war er nicht hier gewesen, und so wußte er gar nicht, was sich inzwischen ereignet hatte; denn als Kempen ihm einmal flüchtig begegnet war, ging er aus seiner Verschlossenheit nicht heraus. So viel Vertrauen er ihm auch schenkte, niemals würde er es überwunden haben, einen Dierten zum Mitwisser des Geschehenen zu machen. Dann aber wurde er aufmerksam, denn kaum hatte sich Walzmann über die feinen Knöchel und Armgelenke ausgesprochen, die Todesangst mit der Medusa verglichen, als er freundschaftlich fortfuhr: „Man spricht schon viel von Dir, meine Tochter. Viel Lumpenbände in den Ateliers. Sind manchmal Aushilfen für Talentlose, kleine Fachvereine von Kachelmalern und Klamottenschustern, die alle eine Eva nach Dir machen möchten, aber dann wird eine säugende Mulattin daraus.“ Dann raunte er Kempen zu: „Lorensen prahlt mit ihr, damit Du's weißt.“ Und einmal im Zug, kramte er eine ganze Menge Neuigkeiten aus, nun wieder laut, daß sie es hören konnte. Lorensen habe vor kurzem Hochzeit gemacht und sei jetzt unterwegs mit seiner jungen Frau, alles ohne großen Summ. Sicher habe man etwas Besonderes damit bezweckt, denn das widerspräche ganz seinem Hochmutsdümel und seiner Sucht, zu glänzen.

„Na, dann laß sie nur glücklich werden,“ gab Kempen zurück, sah aber, wie sich Klara plötzlich gegen den Türpfosten lehnte und die Hände zusammennahm. Er aber freute sich, daß sie endlich noch diesen Kelch kosten mußte, denn er versprach sich nur Gutes davon.

Blankert und Schmarr erschienen, der Lange auffallend modisch gekleidet, der Kleine immer noch als Künstlerfipps, die punktierte Schleife immer noch so kokett gebunden wie früher, die aber nun, wo sein Gesicht hagerer, sein kurzer Hals dünner geworden war, sich sehr verlottert über dem Kragen spreizte. Er glich gleichsam dem Todeskandidaten, der ewig mit der Schlinge herumkief, die ihm das Schicksal von Tag zu Tag immer fester zuzog, denn seine franke Brust hatte ihm im letzten Jahr sehr zu schaffen gemacht. Dafür sprach die fliegende Röte auf seinen Wangen, der Hustenanfall, der ihn stückweise zerbrechen wollte. Sein verwilderter Christusbart sah wie angeklebt auf der durchsichtigen Haut, und wenn er jetzt seine großen Augen spielen ließ, deren frommer Ausdruck noch bezwingender war, so zeigten sie nicht mehr den alten Glanz, denn Schatten senkten sich über die tiefen Höhlen. Trotzdem bemühte er sich, noch den Witz als letzten Lebensquell sprudeln zu lassen.

„Also Eure Ehe ist endlich geschieden, Lorensen hat Dir die Treue gebrochen?“ begann er mit einem Lächeln seiner dünnen Lippen, nachdem er Kempen begrüßt hatte. „Mach Dir nichts daraus, die zweite Heirat wird ihn schon bestrafen. . . . Hat er jedenfalls aus Freundschaft für mich getan, denn ich sehe, Du hast jetzt Platz? Darf ich morgen zuziehen? Nur auf vier Wochen. Du, bei Deifert halt ich's nicht mehr aus. Der Mensch verlangt sogar Miete von mir, was sagst Du dazu?“

Alle lachten, ihm aber verging die Heiterkeit, denn der dumpfe Husten quoll ihm stoßweise hervor, so daß er fast braunrot wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Haselnuß — ein Wohnhaus.

Naturbild von E. Schenking.

Obgleich eine leere Haselnuß keinen Heller wert ist, so hat sie doch eine merkwürdige Geschichte, interessanter und lehrreicher als die Geschichte jeder anderen Nuß mit vollem süßen Kern. Denn während diese auf normalem Entwicklungsgange zu keinen besonderen Ehren gelangt, ist jene auf ganz absonderlichem Wege um ihr eigentliches Wesen gekommen und ist zum Hause geworden, in dem ein sonderbar gestaltetes Käferchen seine früheste Jugendzeit verlebte. Da aber eine hohle Nuß bei jung und alt nur Vergnügen erregt, so wollen wir doch einmal ihre Geschichte ansehen; vielleicht werden wir dann weniger aufgebracht sein, wenn wir am Aufstaden der Nuß uns länger geplagt hatten.

Wer in den Monaten Mai, Juni und Juli mit Eiche und Hasel bestandene Gebüsche und Waldungen aufmerksam durchstreift und acht hat auf das tausendfältige kleine Leben, das hier im Kelch der Blumen, dort auf grünem Matt des Busches, dort auf schwankendem Grassalm und hier unter der trockenen Rinde eines

altersschwachen Stammes sich offenbart, das bald in fleißig klingendem Gesumm und melodischem Zirpen gar angenehm unser Ohr berührt, bald in tiefbrummenden Vibrationen und schrillen Geräusch uns mehr erschreckt, dem entgeht sicher auch ein eigenartig gestaltetes Käferchen nicht, das sich mit geschäftiger Hast und ängstlicher Vorsicht auf Haseln und Eichen herumtreibt. Das Tierchen ist nicht groß, kaum etwas stämmiger als eine Stubenfliege, doch von gefälliger Schnitt und eleganter Form, da sein Hinterteil samt den Flugdecken fast die Form eines Herzens zeigt und die Brust mit dem Kopf sich nur allmählich und schön pyramidal zurundet. Die ziemlich langen Beine mit den verdickten Schenkeln machen das Tier zum geschickten, flinken Kletterer, denn einmal auf einen Busch niedergelassen, bedient es sich der Flügel nicht weiter, sondern verläßt sich auf das Geschick und die Kraft seiner Beine, und in beständiger Unruhe auf und ab, hin und her steigend, sucht es das Ziel seines Verlangens ausfindig zu machen. Die schwarze Grundfarbe des Käfers ist kaum zu erkennen, da ein dichter Filz von braunen und hellgrauen haarförmigen Schläppchen den Körper überall bedeckt, welche Bekleidung durch hellere, bindenförmig zusammenstehende Flecken namentlich auf den Flügeldecken noch ein besonders zierliches Kolorit erhält. Doch das auffälligste und sonderbarste Gebilde an ihm ist der ungemein lange, sabendünne, mehr oder weniger gebogene Rüssel, der fast körperlänge erreicht und an seiner Spitze die mit bloßen Augen freilich kaum zu erkennenden Mundteile trägt. Dieser Rüssel ist, wie gesagt, das sonderbarste Stück am ganzen Tier und vermag den, der es zum erstenmal sieht, in gerechtes Staunen zu versetzen. Denn obwohl es viele Käfer mit rüsselförmig verlängertem Maul gibt und die Familien derselben nicht nur eine der umfangreichsten, interessantesten und bedeutsamsten der ganzen Käferwelt ist, so ist unser in Rede stehendes Tier der Rüsselkäfer aller Rüsselkäfer.

Wchten wir nun auf das Tun und Treiben dieses Käfers, so sehen wir ihn hier seiner einfachen Nahrung nachgehen, die in nichts weiter als dem zarten Blattgrün der Haselnöspen und der Blätter überhaupt besteht und die er mit seinen winzigen, doch scharfen, ganz vorn im Rüssel befindlichen Nageinstrumenten abnagt und abschabt. Dort suchen die Geschlechter einander auf, erregt von dem mächtigen Triebe der Fortpflanzung, der den sonst so scheuen und flüchtigen Käfer dem Beobachter gegenüber etwas blind und weniger vorsichtig macht. Denn während der einzeln umherstreifende Käfer bei drohender Gefahr sich plötzlich aus der Höhe herabstürzt und im Moos, Gras, Laub am Boden dem Beobachter sich entzieht, lassen es die Pärchen schon darauf ankommen, ob man sie belauche oder nicht. Die Sorge für Nachkommenschaft scheint die Sorge für eigene Sicherheit überwunden zu haben.

Nun aber fällt dem Weibchen noch die wichtige Aufgabe zu, ihre Eier an passender Stelle unterzubringen, damit die ausschlüpfenden Larven Wohnung und Nahrung zugleich finden, da sie unvernünftig sind, für diese Bedürfnisse selbst zu sorgen. Und solche stille Entwicklungslägen bieten die Haselnüsse dar, deren harte Schale den zarten Wurm gegen alle möglichen Gefahren schützt und deren süße, noch weiche Kerne die entsprechende Nahrung liefern. Tief ins Innere der Nuß hinein muß das Ei gebracht werden. Noch ist die Nuß kaum halb ertrawachsen und ihre Schale noch weich genug, um mittelst des Rüssels, der jetzt als Bohrwerkzeug dienen muß, ein Loch zu bohren, das bis zum Kern hinabführt. In hurtiger Geschäftigkeit ist daher das Weibchen bemüht, den Schwacht fertig zu stellen, indem es etwa in der Mitte der Nuß den Rüssel ansetzt und nun bohrt, schabt und beißt, daß er immer tiefer eindringt, wobei der Körper, ohne daß der Rüssel zurückgezogen wurde, ununterbrochen den Platz wechselt, bald so, bald so herumgedreht wird, wie es die Förderung der Arbeit verlangt. Und dabei entwickelt das Tier eine Ausdauer und Energie, daß es darüber sich und die Welt zu vergessen scheint; denn ein bohrendes Weibchen, das einmal in völliger Arbeit begriffen ist, benimmt sich gegen alle Vorgänge umher wie blind und taub; es bohrt und bohrt immer zu, als dürfe ihm kein Augenblick verloren gehen, läßt sich ergreifen, klammert sich aber bei einem Versuch es abzunehmen, mit den Weinen fest an die Nuß und zieht bei alledem nicht einmal den Rüssel zurück, ja es steckt dieser so fest im Bohrloch, daß er leicht abreißt, wenn man den Käfer gewaltsam entfernen will.

Ist endlich die Brutstätte eingerichtet, so legt das Weibchen ein Ei oben auf die Doffnung und schiebt es mit seinem Rüssel tief hinab bis an den Nuktern, denn dieser ist's, der die kommende Larve ernähren soll.

Somit wären die Pflichten der Mutterschaft erfüllt, wenigstens weiß man nicht, ob von je einem Käfer nur eines oder mehrere Eier in der beschriebenen Weise untergebracht werden. Soviel aber ist gewiß, daß jede Nuß nur mit einem Ei bedacht wird und daß der weibliche Käfer, bevor er seine Bohrarbeit beginnt, erst genau Mustering hält, ob nicht etwa ein anderer ihm zuvor gekommen und die betreffende Nuß bereits besetzt hat. Ein sicher leitendes Spürvermögen läßt den Käfer stets das Richtige treffen, wogegen wir nicht instande sind, hier immer richtig zu urteilen, da die der jugendlichen Nuß beigebrachte Wunde bald vernarbt und das biese noch längere Zeit bezeichnende braune Rüsseldchen mit der Zeit auch verschwindet.

Nur 14 Tage ruht das Ei im Schoß der Nuß, dann arbeitet sich aus seiner Hülle ein Wurm, eine Made heraus, die Larve des Käfers. Sie ist jenes weißliche, stark wulstige, mit einzelnen kurzen

Worstenhaaren belegte Wesen mit hornigem, braunen Kopf und sechs kurzen Barzenfüßen, das wohl schon jeder in einer unberlegt scheinenden Ruß neben dem angefressenen Kern gefunden hat. Mag nun auch diese Larve sich einer sicheren, festungsartigen Wohnung zu erfreuen haben, in der sie geborgen ist gegen Nachstellungen der Feinde aller Art und in der ihr sozusagen die Nahrung ins Maul wächst, so kann sie doch auch hier vom Mißgeschick ereilt werden. Denn obgleich der Kern neben der sich entwickelnden Larve fortwächst, so bleibt doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Larve, die als Ei oft an einen noch sehr kleinen Kern gelegt wird, eine zu rasche Entwicklung nimmt, so daß der Kern dagegen zurückbleibt und nicht Nahrung genug bieten kann und die Larve schließlich dem Hungertode anheimfällt. Daher findet man bisweilen statt eines Kernes nur Wurmmehl in einer äußerlich unberlegten Ruß und den verkümmerten toten Wurm daneben. Außerstande, vor Abschluß seines Wachstums den Ort des Mangels zu verlassen und eine andere Ruß zu beziehen, ist der Wurm unrettbar verloren.

Doch nur wenige fallen diesem Schicksal zum Opfer; die meisten reichen mit dem Kerne aus und zur Zeit der Aufreise sind auch sie reif, d. h. vollkommen ausgewachsen. Meist aber fällt eine bewohnte Ruß als notreif etwas früher ab als eine nichtbewohnte. Aber ob abgefallen oder noch hängend, das gilt dem Wurm gleich. Jetzt ist darin seines Bleibens nicht mehr, er muß heraus! Es wird ein rundes Loch durch die Schale gefressen, so groß, daß eben der harte Kopf durchkriechen kann. Der zwar stärkere, aber weiche, dehnbare Leib muß dann schon folgen und so verläßt die erwachsene Larve ihre bisherige Wohnung und bohrt sich in die Erde, um in einer Tiefe von $\frac{1}{2}$ bis 1 Meter eine bequeme Höhlung auszuarbeiten, in der sie zur Puppe wird. Wann das geschieht und wann diese wiederum den Käfer liefert, das ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt, da eine künstliche Zucht besondere Schwierigkeiten bietet und eine genaue Beobachtung im Freien von mancherlei Zufälligkeiten abhängig ist. Jedoch soll der neue Käfer erst im Herbst des zweiten oder im Frühjahr des dritten Jahres erscheinen.

Die „Vermondung“ der Erde.

Eine Möglichkeit, durch die der Bestand des Sonnensystems gefährdet wird, ist die sogenannte „Lunarisierung“ oder „Vermondung“ der Planeten. Es ist darunter zu verstehen, daß die Planeten, und als typischer von ihnen die Erde, in den Zustand des Mondes gelangen, mechanisch sowohl wie auch physisch.

Wir alle kennen die Erscheinung der Ebbe und Flut, der Gezeiten. Sie besteht darin, daß der Mond und auch die Sonne das Wasser zu sich heranzieht, also besonders an denjenigen Stellen der Erde aufhäuft, die diesen Himmelskörpern jeweils am nächsten stehen. Da sich nun aber die Erde dabei um ihre Achse dreht, so rollt sie gewissermaßen unter den bestehenden Flutbergen immerwährend dahin. Die Gestalt der zusammenhängenden Landmassen (Kontinente) und der Inseln aber stellen sich den Flutbergen entgegen. Die Flut schlägt an sie an und bricht sich, muß seitlich ausweichen, um dem Monde oder der Sonne zu folgen. Diese ewige Arbeit des Anschlagens und der Reibung der Flutberge an der Erde hemmt diese naturgemäß an ihrer täglichen Umdrehung. Diese muß daher langsamer werden und schließlich ganz aufhören. Die Flut wirkt also wie ein Bremsrad. Diese Bremswirkung muß auch auf die Umdrehung der Erde einen Einfluß haben; sie muß die Umdrehung der Erde verlangsamen, wie die Bremsen das Rollen des gebremsten Rades verlangsamt. Das heißt nichts anderes, als daß der Tag an Länge anwachsen muß, denn die Tageslänge wird ja durch die Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse bestimmt. Das Bestreben der Gezeiten geht dahin, die Umdrehung der Erde um die eigene Achse so zu verlangsamen, daß sie gleich einem Umschwung um die Sonne wird, daß also der Erdtag gleich einem Jahre wird.

Nacht man sich an einer kleinen Zeichnung klar, wie sich dann die Dinge gestalten müssen, so erkennt man, daß die Erde in diesem Endzustand gerade eine Umdrehung vollendet, wenn sie einmal auch um die Sonne gelaufen ist, d. h. die Erde kehrt dann der Sonne immer dieselbe Seite zu. Dieser Zustand besteht schon beim Monde im Verhältnis auf die Erde. Der Mond kehrt der Erde immer dieselbe Seite zu, so daß wir nur diese eine Seite kennen, die andere nicht. Der Umlauf des Mondes um die Erde stimmt also mit der Drehung um seine Achse überein. Nun ist zwar die Erde für den Mond Zentralkörper, sie ist aber nicht Licht- und Wärmequelle, wenigstens nicht in erheblichem Maße. Für den Mond ist vielmehr auch die Sonne Licht- und Wärmequelle.

Anders bei der Erde. Für diese ist die Sonne nicht bloß Licht- und Wärmequelle, sondern auch Zentralkörper. Wenn die Erde der Sonne also immerwährend dieselbe Seite zugehrt, so empfängt nur diese Seite Licht und Wärme von der Sonne, die abgekehrte Seite jedoch nichts von beiden. Jahraus jahrein würde also die Sonne auf diese Seite der Erde niederfallen und eine Hitze erzeugen, die weit über die des siedenden Wassers hinausgeht. Ein Leben wäre auf dieser Seite der Erde damit unmöglich. Aber auch auf der anderen Seite könnten wir nicht zubringen. Denn hier müßte eine unerträgliche Kälte herrschen, die keinen Pflanzentwuchs dulden würde. Die Kälte würde wahrscheinlich unter derjenigen der flüssigen Luft liegen, also unter 200 Grad. Das bedingte noch ein anderes. Der Luftmantel der Erde würde hier nämlich verschwin-

den müssen. Denn wenn die Temperatur dort so tief ist, daß sie unterhalb des Verflüssigungspunktes der Luft liegt, so muß sich die Luft dort verdichten und sich als Flüssigkeit niederschlagen. Damit würde aber Luft von der anderen Seite der Erde nachströmen, sich abkühlen und und sich ebenfalls verflüssigen. Dieser Vorgang würde solange anhalten, bis alle Luft verflüssigt wäre. Ihres Luftmantels wäre dann die Erde beraubt. Aus diesen wie auch aus anderen Gründen könnten also auf ihr Geschöpfe nicht mehr existieren.

Der Astronom Darwin schloß daraus, daß die Erde einstmals eine viel kürzere Umdrehungsdauer besessen haben muß. Robert Mayer, der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, und der englische Astronom Adams, mit Leverrier der theoretische Entdecker des Planeten Neptun, haben ausgerechnet, in welchem Maße die Umdrehung der Erde durch die Bremswirkung der Gezeiten vermindert wird. Der eine fand 0,0498 Sekunden, der andere 0,01197 Sekunden innerhalb von 2000 Jahren. Dieser Betrag ist so klein, daß wir ihn bisher durch die Messung nicht nachzuweisen vermochten. Daß eine solche Verzögerung aber vorhanden ist, ist zweifellos: denn irgendwo muß die Bremswirkung wieder zum Vorschein kommen. Rechnet man mit dem kleineren Betrag, so findet man, daß diese Verzögerung in 187 000 Jahren eine Sekunde beträgt. Soll also die Umdrehungszeit gleich der Umlaufzeit um die Sonne sein, so muß eine Verlangsamung um 364 Tage eintreten. Dazu wären 5½ Billionen Jahre nötig, oder legen wir den viermal größeren Betrag zugrunde, so würde dieser Zustand schon nach 1¼ Billionen Jahren eintreten.

Solange aber spendet die Sonne nicht ihre Wärme und ihr Licht. Bis dahin ist beides so stark geschwächt, daß die Lebewelt aus diesem Grunde nicht mehr zu existieren vermöchte.

Was der Erde recht ist, ist jedem anderen Planeten billig. Auch bei ihnen allen muß dieser Zustand eintreten, wenn auch in noch so langer Zeit. Beim Merkur scheint das schon jetzt der Fall zu sein, bei der Venus sicher nicht, denn dieser Planet besitzt noch eine Atmosphäre, die er schon längst verloren hätte, wenn seine Rotationszeit gleich seiner Umlaufzeit um die Sonne wäre. Tritt also nicht der Fall eines Zusammenstoßes der Sonne mit einem anderen Stern ein, bei welcher Gelegenheit das ganze System unterginge, so werden die Planeten einer nach dem anderen lunarisiert. Vorher aber wird die Sonne ihren Schein verloren und ihre wärmependende Kraft eingebüßt haben. Alles im Sonnensystem wird tot daliegen und das System als tote abgestorbene Welt durch den Weltraum fliegen. Aus dieser Starre kann es nur durch ein Zusammenstoßkatastrophe zu neuem Leben erweckt werden.

i. l.

Kleines feuilleton.

Fossile Riesentiere in Deutsch-Ostafrika. Nachdem Professor Kraas vor einigen Jahren von einer Reise durch Deutsch-Ostafrika die ersten Nachrichten über den Fund eigenartiger Riesentiere und Skeletteile heimgebracht hatte, sind nun systematische Ausgrabungen vorgenommen worden, über deren großartige Resultate Dr. Hans Red in der Umschau berichtet. Fast zwei Jahre lang hat die deutsche Expedition, die ihre Stätten an der flachen Bergkuppe Tendaguru, vier Tage von dem Hafenplatz Lindi entfernt, erbaute, die ganze Umgegend des Berges nach den vielerorts aus der Erde hervorblühenden Knochenresten durchsucht. 200 schwarze Arbeiter wurden beschäftigt, deren Mithrauten man dadurch befähigte, daß man ihnen sagte, die Knochen würden zu heilkräftiger Medizin verarbeitet. Die am besten erhaltenen Funde wurden in tieferen Erdschichten gemacht, die alle in einem ziemlich weichen, lehmigen oder sandigen Boden lagen. Die Ausbeute des ersten Jahres belief sich auf 700 Trägerlasten Knochen, deren Gewicht nicht weniger als 22 000 Kilogramm betrug und die nach Berlin befördert wurden. Damit war eine ungemein reichhaltige Sammlung von Extremitäten riesiger Saurier verschiedensten Baues gewonnen, aber es fehlten noch Wirbel, Rippen und besonders Schädel. So mußte denn weiter gegraben werden, und erst die zweite Grabungsperiode war von einem einzig dastehenden, alle Erwartungen übertreffenden Erfolg gekrönt. Diesmal wurde mit 400 Arbeitern gegraben und abermals 700 Lasten Material ans Licht gefördert, das in 148 Kisten mit ca. 30 000 Kilogramm Gewicht nach Berlin abgegangen ist. Als Hauptergebnis sind diesmal eine ungemein reiche Zahl von Wirbeln und Rippen, auch Schädelbruchstücke und sogar ein ganzer Schädel gewonnen worden. Die gefundenen Knochen gehören reptilartigen Tieren an, die zur Kreidezeit lebten und größer als der vielbesprochene Diplodocus waren. Welch ungeheure Dimensionen diese Tiere erreichten, geht daraus hervor, daß der Oberarm des von Carnegie dem Berliner Museum für Naturkunde geschenkten Diplodocus-Modells 95 Zentimeter lang ist, während der Oberarm eines der in Deutsch-Ostafrika ausgegrabenen Tiere 2,10 Meter mißt. Ein Halswirbel von 1,30 Zentimeter Länge wurde gefunden, dann Teile eines Tieres, dessen Wirbelsäule 8 Meter lang ist, Rippen von 15 Zentimeter Breite und 8,50 Zentimeter Länge. Eine ganze Anzahl neuer, bisher unbekannter Tierformen wurden ans Licht gefördert, große und kleine, schlaffe und gedrungene, von deren letzteren z. B. ein einziges Endglied, eine Zehe des Fußes, über 80 Zentimeter lang, 20 Zentimeter breit und 15 Zentimeter dick ist.

Literarisches.

Glasbrenner-Literatur. Als Adolf Glasbrenners hundertster Geburtstag gefeiert wurde (27. März d. J.), haben wir den Lebenslauf dieses Berliner Humoristen kurz umrissen. Dagegen blieb die neuere Glasbrenner-Literatur noch unberücksichtigt. Wir holen deshalb die Mitteilung nach: welche Anschaffungen für Freunde des guten, alten Berliner Humors auch bei knapperen Geldmitteln in Betracht kommen.

Mittlich erst erschien in Neclams „Universal-Bibliothek“ das Bändchen Nr. 5226: „Alt-Berlin, Skizzen aus dem Berliner Volksleben.“ Von Adolf Glasbrenner. 103 Seiten, broschiert 20 Pf., geb. 30 Pf. — Das Hauptstück dieser kleinen Sammlung ist „Der echte Edensteher Rante“: jenes Berliner Straßenoriginal, dem die blaffen, mageren Epigonen von heute, Lattenrizze, Runne und Genossen, wahrhaftig nicht das Spreewasser reichen können. Von den vier Szenen ist wohl die zweite (im Zimmer des Aktuaris) die frische. Uebrigens heißt's der „echte“ Edensteher Rante, weil allemal halb schwächliche Nachahmungen haufenweis entstanden, darunter „Der Edensteher Rante im Verhör“ (Neclam Nr. 3707), von dem berühmten Komiker Friedrich Vedmann nach Glasbrennerscher Weise aufgepußt und zurechtgestutzt.

Neben dem Straßenproletarier Rante lernen wir im Bändchen „Alt-Berlin“ auch den Berliner Philister und Wichtiguer, den bourgeoisen Brog und Dummkopf Rentier Buffey kennen. Das eigentliche Volk von Berlin, wie es ist und — trinkt, wie es sich vergnügt und zankt, begegnet uns in den Szenen „Im Amphitheater“, „Das Erdbeben“, „Eine Landpartie“, „Die neue Geschichte“ und „Die Kümme-Spekulation“ sind als Kabinettsstückchen Glasbrennerschen Humors dazwischengestreut.

In der bekannten Sammlung „Die Bücher des deutschen Hauses“ ist als 111. Band in der „5. Reihe“ Glasbrenners „Buntes Berlin“ erschienen (295 Seiten, gebunden 90 Pf.) Selbstverständlich finden wir hier unsere alten Bekannten Rante und Buffey wieder. Desgleichen die Kümme-Spekulation und die Landpartie. In der Manier der oben erwähnten „Szenen“ ist geschrieben: „Der Weihnachtsmarkt“, eine überaus anschauliche und stellenweise hervorragend wichtige Darstellung vom bunten Dezembertreiben Anno dazumal auf dem Schlossplatz, an der Stechbahn und in der Breiten Straße, und „Die Menagerie“ —: aus der wirklich „guten“ alten Zeit, da vor dem Brandenburger Tor noch keine toten Marmorpuppen, sondern wunden mit lebendem wilden Getier zu beschaun waren. — Erwähnenswert sind ferner die urkomischen „Briefe“, von denen besonders der erste und fünfte die Luchmuskeln kräftig in Bewegung versetzen. Nicht minder die Unterhaltung, die ein Stotterer, ein Schwerverhöriger und ein mit einem Jungsfehler Befasteter über die Pressefreiheit verapfen, eine Szene, die sicherlich noch heute stark wirken würde, wenn drei tüchtige Komiker sich ihrer annähmen. Zwischen Ernst und Humor pendelt die einleitende Abhandlung „Berlin und die Berliner“: ein begeisterter, stellenweise zu schön farbender Hymnus auf Spree-Athen und Spree-Athener.

Im „Patria-Verlag“ endlich ist Glasbrenners „Berliner Volksleben“ als Neudruck erschienen, und zwar in einer teureren und einer billigeren Ausgabe. (3 Bände broschiert zusammen 3 M., einzeln je 1,30 M. und 3 Bände gebunden 6 M.) Die teurere Ausgabe enthält die berühmten Bilder von Theodor Hofmann, dem begabten humoristischen Maler des Berliner Spiebertums der 40er, 50er, 60er Jahre des 19. Jahrhunderts. In der billigeren Ausgabe fehlen Hofmanns lustig-farbige Satiren. Der sonstige Inhalt ist in beiden Ausgaben der gleiche, und da begegnen wir denn außer dem vielen, das wir nun schon kennen, neuen Typen in Straße, Hof und Haus: dem Holzbauer, Droschkentischer, Handlanger, der Höckerin vom Spitelmarkt, dem „Mädchen für Alles“, der Kurrende, den Sandjungen usw. Wir pilgern mit Herrn Buffey zum — Heiligen Rod nach Trier. Wir beteiligen uns am Berliner Volkerabend und Maskenball, am Begräbnis und am Stralauer Fischzug. Wir gehen mit auf die Eisbahn, den Wollmarkt und Schützenplatz. Wir stehen mit andächtiger Aufmerksamkeit vor dem berühmten Guckkasten („Kulasten“) und vor dem — gefallenen Droschkenkaval. Wir besichtigen das Moritätenkabinet und die Berliner Gewerbeausstellung der vierziger Jahre. (Dieses Genrebild zog sich den Zorn des hohen deutschen Bundestages zu und wurde in Licht und Bann getan!) Wir gehen mit in die Urwähler- und in die Volksversammlungen und hören, wie man im allzu gemühtlichen Berlin nach 1848 die Reaktion und ihre vermaledeiten Schildträger in Grund und Boden versuchte, aber die Sache doch auch — echt berlinisch — gar zu sehr von der humoristischen Seite nahm: inklusive Friedrich Wilhelm, Wangel und Skontorten.

Wer die Geschichte und Kultur des neunzehnten Berliner Jahrhunderts studieren will, der kann an Glasbrenner nicht achtlos vorbeigehen. G. D.

Philosophisches.

Der Magnetberg in Spitzbergen. Eine der großartigsten Phantasien, die von der Einbildungskraft der Völker geboren worden sind, ist das Märchen vom Magnetberg, der die Schiffe unausfallbar anzieht und schließlich so stark auf sie wirkt, daß er ihnen die Nägel aus dem Rumpfe reißt und sie zum Verfall bringt. Der Magnetismus ist nun freilich auch in der freien Natur eine weitverbreitete Erscheinung, und es gibt wohl auch große Berge, die mehr oder weniger stark magnetisch

sind. Für einen Reisenden in unbekannten und öden Ländern können sie dadurch zu einer gewissen Gefahr werden, daß sie die Magnethadel ablenken und den Wanderer in die Irre führen. Es ist aber noch kein einziger Fall bekannt, in dem eine Expedition dadurch zugrunde gegangen wäre. Bedenklicher würde die Lage für ein Schiff sein, wenn es durch eine Ablenkung des Kompasses aus dem Kurs und vielleicht nach einer gefährlichen Küste hin gelenkt werden würde. Wahrscheinlich ist der Gedanke daran auch der Ursprung jener Sage, denn es läßt sich nicht annehmen, daß sie vor der Erfindung und Anwendung der Magnethadel in der Seeschifffahrt entstanden sein könnte. Heute aber ist die Gefahr, wenn sie jemals ernstlich hervorgetreten sein sollte, selbstverständlich nicht mehr zu fürchten, weil das Verhalten der magnetischen Nadel in allen Gegenden der Erde und besonders der viel befahrenen Meeressteile genau studiert worden ist, so daß der Seemann sofort weiß, mit welcher Ablenkung er an einem bestimmten Ort zu rechnen hat. Das mitunter merkwürdige und überraschende Verhältnisse des Magnetismus vorkommen, hat Doktor Mercanton bei einer Kreuzfahrt in Spitzbergen erfahren. Die vulkanischen Gesteine, die dort als Diabase einen ziemlich großen Raum einnehmen, haben nämlich einen sonderbaren Magnetismus gezeigt. Mercanton beobachtete an einzelnen Bruchstücken des Gesteins, daß sie nicht nur magnetisch waren, sondern auf der oberen Fläche einen Südpol, auf der unteren einen Nordpol aufwiesen, bei anderen Stücken war die Verteilung des Magnetismus gerade umgekehrt. Es muß zunächst angenommen werden, daß dieser magnetische Zustand bereits zu der Zeit entstanden ist, als das vulkanische Gestein, nachdem es sich in feurigflüssiger Form als Lava ergossen hatte, erkalte und fest geworden war. Dagegen gibt der gegenwärtige Stand der Kenntnis kein Mittel, die Tatsache zu erklären, daß der Magnetismus bei einigen Bruchstücken so und bei anderen gerade umgekehrt gerichtet ist.

Technisches.

Schiffsbetrieb mit Verbrennungsmotoren. Es ist neuerdings der Gedanke aufgetaucht, die großen Motorschiffe, für die bis jetzt ausschließlich Dampfkraft zur Verwendung kam, mit Verbrennungsmotoren auszurüsten. Dieser Gedanke erscheint uns ganz neu, obwohl er's gar nicht ist, denn schon der berühmte schwedische Techniker Ericson und der Franzose Lenoir bauten Verbrennungsmotoren in Schiffe ein. Ericson rüstete ein Schiff mit einer von ihm erfundenen Heißluftmaschine aus, von der er zudem erhoffte, daß sie ohne Brennstoffmaterial laufen könne, wenn sie einmal angeheizt war. Er kannte eben das Gesetz von der Erhaltung der Energie noch nicht, die andere Energie in mechanische verwandelt, keine Energie erzeugt. Jedenfalls bewährten sich Ericsons wie auch Lenoirs Maschinen nicht.

Neuerdings hat aber die Hamburg-America-Linie bei Blohm u. Voß ein Frachtschiff von 8000 Tonnen Gestalt mit Delmaschinenantrieb bestellt, und das bedeutet immerhin einen neuen Abschnitt im Schiffsbau. Ist doch daraufhin sogar schon die Meldung durch die Presse gelaufen, man beabsichtige, deutsche Kriegsschiffe mit Verbrennungsmaschinenantrieb zu bauen.

Bisher blieb die Verwendung von Verbrennungsmaschinen auf kleine rasch fahrende Schiffe beschränkt, auch die Maschinenleistungen der Verbrennungsmotoren blieben niedrig, meist unter 1000 Pferdestärken, trotz der verwendeten hohen Umlaufzahlen von 300 bis 500 in der Minute. Nun ist aber bemerkenswert, daß auch die mit größeren Zylindern und geringerer Umlaufzahl erbauten Verbrennungsmotoren nicht absolut betriebsicher sind, weil bei ihnen die Schiffschraube bei voller Belastung und voller Geschwindigkeit nicht umgekehrt werden kann. Will man umsteuern, so muß man vielmehr die Schraubenwelle abstopfen, so daß der Motor seine Drehrichtung bei Leerlauf umkehren kann. Für Schiffsmaschinen verlangt man aber, daß sie bei jeder Belastung alle Schiffsmanöver auszuführen gestatten, daß sie ferner auch bei geringer Umdrehungszahl sehr große Kräfte auszugeben vermögen.

Das Bestreben, die Verbrennungsmotoren in die Schifffahrt einzuführen, mußte also dahin gehen, die Motoren in der gewünschten Richtung zu vervollkommen. Nun hat sich schon ganz von selbst die Entwicklung der Delmaschinen vom sogenannten einfach wirkenden Viertakt zum doppeltwirkenden Zweitakt vollzogen, und die doppeltwirkenden Zwei- und Viertaktmaschinen haben nach längerer Durchbildung sich als betriebsicher und wirtschaftlich erwiesen. Die Maschinenfabrik Augsburg-Kürnberg und Blohm u. Voß haben sich daher vereint und Verbrennungsmaschinen gebaut, die unsteuerbar sind und sich bis zu den größten Abmessungen bauen lassen. Das neu bestellte genannte Schiff wird solche Maschinen erhalten. Es wird rund 122 Meter lang und 16 Meter breit sein. Der Antrieb erfolgt durch dreizylindrige Delmaschinen von je 1500 Pferdestärken. Außerlich sehen diese Maschinen aus wie stehende Schiffsdampfmaschinen. Die Regelung der Umlaufzahl erfolgt durch Drehen eines kleinen Handrades, mit dem man auch den mit der Schraubenwelle festgekuppelten Motor umsteuern kann. Der Brennstoffverbrauch wird 200 Gramm für jede Pferdekraftstunde betragen. Da die Kessel wegfallen, wird das Schiff einen stark vergrößerten Laderaum besitzen. Durch den Wegfall der Säornsteine und den eben erwähnten Umstand wird sich voraussichtlich auf diese Weise ein ganz neuer Schiffstyp entwickeln, wenn sich die Benutzung der Verbrennungsmotoren als zweckmäßig erweisen sollte.